

Das Dorf

Hier lebten sie unter ihresgleichen und lebten unter anderen.

Die waren Bauern, Bergleute, Schmiede, Frisöre, Schuhmacher, Förster, Uhrmacher, Postboten, Fleischbeschauer, Schnapsbrenner, Metzger, Gastwirte, Lehrer, Krämer, Bäcker, Sauhirten, Küster, Schneider, Maurer, Holzhacker, Nachtwächter, Grubenschlosser, Bockhalter, Maler, Jäger, Dachdecker, Musiker und Kreisangestellte.

Mitläufer waren darunter, die setzten ihre Füße und Schritte gemäß den Kommandos eines anderen, der hinter ihnen ging. Manche hatten Köpfe, die nach oben spitz zuliefen, so konnten sie unter jedem neuen Regiment leicht Eingang und Unterschlupf finden. Manche hatten große Nasenlöcher; warum? Weil die Luft nichts kostet. Manche besetzten in den hochheiligen Messen das Kirchenschiff mit vom Heiligen Geist geblähten Segelohren, sie segelten dem Heil entgegen wie Geisterfahrer auf der Autobahn. Manche konnten alles beurteilen. Doch sie konnten nicht sagen, was überhaupt passiert war. Manche hatten Schmuck am Nachthemd.

Die aus der Sippe waren, über Generationen hinweg, Bauern und Stellmacher, Bergmänner nur ausnahmsweise. Sie lebten mit den Füßen fest auf der Scholle, mit dem Kopf freischwebend in anderen Gefilden. Sie lebten in Rhythmen, das war ihre schärfste Waffe gegen die Zeit, den großen Widersacher Zeit. Sie hatten keine Angst davor, wie es weiterging, sie arbeiteten daran, dass es höher ging, dass es tiefer ging, mit der Seele, mit dem Fleisch. Sie waren allesamt gewachsen. Sie aßen gut und regelmäßig, sie aßen das Brot, auch wenn es hart war, ein altes Rezept verlieh ihm Dauer. Ihre Möbel waren robust, die waren auch durch soziale Unruhen nicht zu erschüttern. Sie lebten lang, liefen nicht mit, sondern hielten immer wieder inne, waren schwach und wach zugleich, wie die Künstler.

Und ihre Sprache war eigen. Sie rollten das *r*, das war leichter, als es zu tragen.

Vieles kannten sie nicht: keinen Hochmut, kaum Zorn, wenig Geltungsdrang Selbstmitleid oder Selbstverliebtheit. Sie schmeichelten nicht, sie beschönigten wenig.

Sie erschlugen die Schweine mit der stumpfen Seite der Axt. Sie legten den Kopf auf den Unterarm und schliefen am Küchentisch ein. Sie saßen auf Stühlen, die sich nicht zusammenklappen ließen. Sie glaubten an die Schwerkraft, durch die sie auf dem Boden der Tatsachen festgehalten wurden. Sie trugen auch sommers dicke Hemden aus Flanell, denn was gut war gegen die Kälte, war auch gut gegen die Hitze. Sie schliefen auf Säcken, die mit Stroh gefüllt waren, und später mit dem Gefieder der Hühner. Sie gingen Holzwege, denn auf Asphalt wurden ihre Füße weich. An eine Schöpfung aus dem Vollen glaubten sie nicht. Sie waren aus krummem Holz gemacht, da ließen sich keine Modelle draus schnitzen. Ihre Tage waren vierundzwanzig Stunden lang und fünfundzwanzig Morgen breit, ihre Köpfe waren alle quadratisch. Sie blieben zuhause, in der Nähe ihrer Nahrung, und im Alter fingen sie zu rosten an. Sie besaßen eine eiserne Gesundheit, die hinderte sie am frühen Sterben. Um ihre Stammbäume rankten sich Disteln, Lorbeer und Vergessen.

Der Stellmacher war einer von ihnen. Und auch wieder nicht.

Der Patriarch

Jakobus, der Vater des Stellmachers, war kränklich sein ganzes Leben lang. Er teilte sein Geburtsjahr mit Winston Churchill, saß gerne hinter dem Ofen, sinnierte über die Welt, über Gott und die Menschen und kultivierte seinen Verstand. In jungen Jahren war er an Typhus erkrankt, und der Magen machte ihm oft zu schaffen, mehr als die Feldarbeit, die scheint nie ein Ende nahm. Er lärmte nicht, er strahlte Ruhe aus. In der Ruhe ging so gut wie nichts unter und verloren.

Einen Stapel Landkarten hatte er sich zugelegt, über die saß er mit teils nüchternem, teils abenteuerlichem Blick gebeugt, auch in die Nacht hinein, er vermaß die Welt mit dem Zeigefinger und verschaffte sich einen Überblick über alle Maßen, Abstände, Entfernungen und Nähen. So war er ein Nomade eigener Art. „Die Menschen gehen und gehen und gehen – und wechseln doch nur die Gründe“, urteilte er über die Unentwegten. Und alles, was in Massen auftrat, betrachtete er mit doppelter Vorsicht. „Die Masse hobelt dem Einzelnen in ihr den Mut ab“, sagte er.

Er suchte sein Heil in der Kritik. Auch warnte er früh vor den Führern, er nannte sie Ver-Führer. Er saß zwar die meiste Zeit hinter dem Ofen, aber er hatte die Nase im Wind. Im Sitzen, im Denken, vollzog er den Widerstand. Er wusste: Widerstände wachsen durch Widerstände.

Bescheiden lebte er in seiner kleinen Welt, und wenn er an Grenzen stieß, so stieß er sich nicht daran. Er sagte lieber *nein* als *ja*, das Nein sei eine fruchtbare Bombe, bemerkte er einmal. Und die Bescheidenheit verteidigte er mit dem Blick aufs Ganze: „Wann hat man schon einmal das Ganze?“

Der Patriarch war Katholik aus Tradition und ging regelmäßig zur Beichte. Er kniete immer nur auf einem Knie, denn mit dem anderen war er sprungbereit. Zuhause besaß er zwei Hüte, einen schwarzen und einen dunklen. Er trug sie selten,

so brauchte er sie auch nicht zu ziehen. Sein Credo war „Genug!“, und kaum je hat er sich etwas gekauft. „Wozu?“, fragte er, und das war schon die Antwort.

Ein merkwürdiger Widerwille verband ihn mit den Bergleuten, die, wie er es ausdrückte, keine Freiheit hatten und schäbige Lohnsklaven waren.

Der Alte ging dem doppelten Beruf des Ackerers und Stellmachers nach, mit einer solchen Bedächtigkeit, dass man schon von außen sehen konnte, dass er kein Freund des Fortschritts war. Auf Ordnung hielt er hie und da, doch alles Militärische lag ihm so fern wie Preußen mit seiner Hauptstadt Berlin. Einmal, um die Jahrhundertwende herum, ging er bei einem Manöver in Bad Homburg an Kaiser Wilhelm II. vorbei und schenkte ihm keinen Blick. „Eine Kleiderpuppe“, bemerkte er verächtlich, „ein Dummkopf im Politischen.“ Ein paar Jahre später erklärte der Kaiser den Russen und Franzosen den Krieg.

Der Patriarch wurde nicht Soldat, doch als Selbstständiger musste er in der Feuerwehr sein. Es war in dieser Zeit, als ihm beim Arbeiten in der Werkstatt ein Holzsplitter ins Auge drang und ihm fortan die halbe Sicht versperrte. „Als ob ein Herz drin sei, so klopft mir manchmal das Auge“, klagte der Alte dann und wann, in leisem, müdem Ton.

Er zeugte noch neun Kinder zu den vieren, die es schon gab, und sah zwei von ihnen frühzeitig sterben, eines durch Krankheit und eines durch Krieg.

Als der Zweite Weltkrieg sich zum Ende neigte, legte sich Jakobus ins Bett, um nicht wieder aufzustehen.

Als er starb, legte er auf dem Sterbebett die Hände in den Schoß und sah die Umstehenden mit ernstem Blick an. „Geht schon, schafft euch fort und macht eure Arbeit!“, keuchte er, „sterben kann ich auch allein.“ Die Umstehenden fingen an zu zittern. „Verschwindet jetzt“, drängte er noch einmal, „ich verschwinde auch.“ Dann verschied er.

Die Matriarchin

Die Mutter des Stellmachers hatte mehr als ein Dutzend Kinder geboren und aufgezogen, zwei davon auch sterben sehen. Krank war sie so gut wie nie, der Körper schien eine Festung.

Kein Plunder umgab sie, keine unnötigen Kleider, die ihr Kopfzerbrechen hätten bereiten können. Sie war die Herrin der Küche. Zwei Mal in der Woche wurde Brot gebacken, sieben Brote zu je sieben Pfund. Samstags wurden Backbleche voll Kuchen gebacken, die Kuchen mussten geraten, jeder Schlag bei der Großmutter saß. Im Winter, vor dem Schlafengehen, legte sie einen Backstein auf den Ofen, wartete, bis er warm war, dann nahm sie ihn mit ins Bett und feuerte die kalten Füße an.

Die Mutter war gesünder als der Vater, doch wurde sie kaum älter als er. Zuhause hatte sie das Sagen, wobei sie wenig Worte brauchte, um den Haushalt in Schach und Schuss zu halten. Sie kannte sich aus in ihrer kleinen Welt und fühlte sich wohl darin.

Bei den Mahlzeiten legte sie den Töchtern weniger Fleisch auf den Teller als den Söhnen. „Die Buben müssen schwerer arbeiten“, erklärte sie, „die Mädchen werden leichter fett und können nicht so anpacken.“

Der Vater ging da anders vor. Wenn einmal ein Stück unter zweien gerecht aufgeteilt werden sollte, wies er das Brüderchen an, es in zwei Stücke zu schneiden, und das Schwesterchen durfte sich das Stück ihrer Wahl nehmen.

Die Mutter hatte dennoch Güte und verstand die Not der Zeit, es schien, als begreife sie mit Kopf und Herz, auch Hand und Fuß.

Als sie siebzig war, begann die Leber langsam ihren Dienst zu versagen. Bald darauf setzte das Herz aus, und das Leben erlosch. Da war sie fünfundsiebzig. Ihre Augen wurden stumpf. Bald waren sie von einem dünnen, trüben Schleier überzogen, der den Blick in die Tiefen der Seele versperrete.

Der Vagant

Adam, der Bruder des Patriarchen und Onkel des Stellmachers, war ein Krämer und schien aus dem Samen des Ungehorsams gezeugt. Jakobus hatte schon früh eine Ahnung, er sagte zu ihm: „Du stirbst nicht im Bett, du wirst sehen!“

Der Bruder sah ihn an und lächelte. „Was du da treibst hinterm Ofen, das ist Denkflügen“, entgegnete er.

Sein Krämerladen lag im Elternhaus, auf einem Hügelrücken, der *Knopf* genannt wurde, und trug den schlichten Namen *Handlung*. Im Laden gab es fast alles, was es geben konnte, auch Dinge, die keinen Namen hatten, dann musste man mit dem Finger auf sie zeigen, und Sachen, die man brauchte. Rauchwaren, Knipslampen, Schokolade, Fahrräder, Bücher, Kleider, Schuhnägel, Garn und Zwirn, Tische, Stühle, Schränke, Butter und Kerzen. Das war allerhand – in einer Allerhandlung.

Der Laden war ein Basar, zusammengetragen, aufgehäuft, doch kaum sortiert. Eine verwunschene Welt, von Spinnweben bewacht, in zwei großen, dunklen Ecken.

Der Vagant war durch die Welt gekommen, die für die anderen draußen lag, auch besah er die Dinge gern von der anderen Seite. „Der Hund wackelt nicht mit dem Schwanz“, sagte er und zwinkerte, „der Schwanz wackelt mit dem Hund.“ Wer es ihm nicht glaubte, dem bewies er es, indem er betonte, er sei schon weit herumgekommen.

Das war er in der Tat. Er kannte München, Danzig, Königsberg und Berlin, auch Tilsit, Passau und Rom.

Adam war ein frommer Mensch. In diesem Empfinden suchte er die Mitte seiner Bestimmung, ohne dem Glauben auf den Leim zu gehen. Stattdessen lebte er aus der Gewissheit seines Empfindens. Das war seine Religiosität. Dennoch liebte er die Liturgie des Katholischen, ihre Sinnlichkeit. Das drohende Schwert der Schuld, die Drohung der Hölle, war eine stumpfe Waffe gegen ihn, er verspürte keine Angst.

Er vertraute stattdessen der Bewegung, am liebsten jener, die aus ihm selber kam. „Ich bin ein Zweig“, erklärte er, „der aus der Stammesgeschichte ausbrechen muss, aus der Herde, mit all ihren Zwecken. Auf nach unterwegs! Auch wenn dort Gefahren lauern und man unter die Räder gerät. Ich habe Heimweh nach draußen. Du kannst einer Gazelle nicht weismachen, Flucht sei kein gutes Motiv. Und: Im Finstern ist es hell – das ist der Trost, auch wenn die Geister einen anspringen.“

Dieser Satz hing auch im Flur seines Hauses, auf eine Kachel geschrieben, die letzte Silbe des zweiten Wortes leuchtete rot wie Blut: Im *Finstern* ist es hell.

Das verstanden nicht alle, da setzte Adam nach. „Der Sonnenstrahl ist verloschen dort, wo er seinen Ausgang nahm. Und doch scheint er jetzt hier unten auf die Erde.“

Wie Adam sich die Welt einteilte

Der Onkel Adam war ein Mischling aus Tatsache und Legende, und in seinem Dasein kreuzten sich ein paar Wege mehr, als es in jener Zeit gewöhnlich war. Geboren achtzehnhundertachtundsiebzig, war er vier Jahre jünger als Jakobus, sein Bruder, der Vater des Stellmachers, und früh schon hatte alles bei ihm angefangen.

Auf Schulen zu gehen war ihm zu dumm, der Schulweisheit zog er das Träumen vor, oder er verließ sich auf die Eigenheiten seines Verstandes und seiner Urteilskraft. Sich zu fügen war ihm ein Greuel, lieber zahlte er keine Steuern und fuhr schwarz mit der Bahn. Wenn sie ihn erwischten, erklärte er, die Bahn fahre doch sowieso, ob er die Fahrt bezahlt habe oder nicht.

Er lebte allein und hatte keine Frau an seiner Seite, weil man so die Eltern ehren könne, wie er schleierhaft bemerkte. Oft fuhr er nach Köln, um Krämersachen einzukaufen und gleichzeitig auch das Leben von seiner etwas dunkleren Seite kennenzulernen.

Im Herzen der Stadt, einen Steinwurf weit vom Dom entfernt, hatte er eine sonderbare Schlafstelle ausgemacht. Eine kleine Kammer, die er mit einem Nachtwächter teilte, der sie nur am Tag aufsuchte und für die Nacht dem Gast überließ. So war die Wärme billig und wurde geschickt im Zaum gehalten.

Der Onkel Adam lebte auf der Außenseite des Lebens, dort, wo die Fliehkraft am größten ist. Oft saß er im Zug, entfernte sich von der Herde und fuhr an den Orten immer vorbei. Er gelangte zu der Erkenntnis, dass man im Zug viel besser schlafe als in städtischen Schlafsälen und schmutzigen Absteigen, wo auch oft Gefahr hinzukam, und man brauche weniger Geld, als wenn man zu Fuß unterwegs sei und diese Kneipe und jenes Café aufsuche, um das eine oder andere zu sich zu nehmen.

Einmal geriet er mit dem Nachtwächter in einen Streit. Derselbe hatte sich aufgeregt, die Züge hätten ständig Verspätung, und er, der Nachtwächter, würde gern wissen, wozu es überhaupt Fahrpläne gebe.

Worauf ihm Adam erklärte: „Damit man weiß, wie viel Verspätung die Züge haben.“